

THOMAS SALZMANN

KOHLENWÄSCHE

Kriminalroman

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: giaco – stock.adobe.com

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Lothar Strüh

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2019

ISBN 978-3-7408-0675-0

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

www.emons-verlag.de

Für Charlotte,
ohne die Frederike nicht möglich gewesen wäre.

Für meine Eltern – dito.

Frederike zog die Decke bis zur Nase. Augenblicklich biss die Kälte in ihre Füße. Sie rollte sich zusammen. In der Dunkelheit erkannte sie die Uhrzeit auf ihrem Wecker nicht. Hätte er geklingelt, hätte sie gewusst, dass es sechs Uhr war. So konnte sie nur raten oder das Licht anknipsen.

Sie stützte den Rücken gegen das Kopfteil und ärgerte sich. Sie ärgerte sich so sehr, dass das Adrenalin sie aus dem Bett trieb, sie vergaß, den Bademantel überzustreifen und in die Pantoffeln zu schlüpfen, dass sie, ohne einen Tee gekocht zu haben, duschte und selbst dort noch das verbrannte Gummi roch und das Quietschen von sich verbiegenderm Blech hörte.

Sie wurde es nicht los. Sie wurde ihn nicht los. Das Bild und der Traum verfolgten sie wie ein Fluch den Verfluchten. Selbst die Seife half nicht, diese Bilder abzuspülen. Sie sah dem Schaum nach, wie er durch die Löcher im Abfluss verschwand, und wünschte, er nähme den Traum mit.

Frederike trocknete sich ab und kletterte über den Badewannenrand.

Der Traum davon quälte sie regelmäßig. Er durchnässte ihr Nachthemd und kratzte den Schorf von der vernarbten Wunde, dass sie wieder offen und blutend dalag.

Sie sah in den Spiegel und blickte in sein Gesicht. Der fassunglose Ausdruck darin, die entsetzten Augen, sein geliebtes Grübchen, das Muttermal an der Nase. Er löste sich auf. Verschwamm und wich einem anderen Bild. Einem Bild, das seither als Synonym für diesen Alptraum stand: Munchs »Schrei«. Sie sah sich immer selbst darin, mit den aufgerissenen Augen, dem zum Schreien geöffneten Mund, die Hände entsetzt an den Kopf gedrückt.

Immer der gleiche Ablauf, immer das gleiche Entsetzen, immer die gleiche Wut. Warum schob niemand einen Riegel zwischen die Synapsen in ihrem Gehirn, damit sie solche Träume

nicht mehr träumen konnte? Damit diese Erinnerungen endlich vergraben blieben.

Sie setzte sich auf den Badewannenrand. Das Badezimmer flimmerte, und die Wände schienen sich zu bewegen. Nur eine Minute. Gleich. Der Druck löste sich, und sie atmete wieder regelmäßig.

Frederike zog sich am Waschtisch hoch. Ihr Herz wollte ihrem Tempo nicht mehr folgen, deshalb brauchte sie gelegentlich eine kleine Auszeit. Nachher hatte sie einen Termin beim Kardiologen, dort würde es eine Erklärung und Pillen geben. Auf keinen Fall würde sie Sport treiben oder auf ungesundes Essen verzichten. Mehr arbeiten käme in Frage.

Auf einen Kaffee und eine Zigarette verzichtete sie heute. Hätte sie im Bad einen Tee getrunken, wäre beides in Ordnung, aber nicht auf nüchternen Magen. Im Präsidium würde sie sich gleich ein Croissant und einen Kaffee holen.

Sie zog sich an und verließ die Wohnung. Es war gerade einmal halb sieben. Aus den Wohnungen unter ihrer drangen vereinzelt Satzketzen, hörte sie Duschwasser oder das Quäken der kleinen Svetlana, dem kleinen Wurm der Krasimows, auf den sie manchmal aufpasste. Beim Lachen der Kleinen vergaß sie die Welt um sich herum. Wenn sie zusammen auf dem Boden saßen und mit Bauklötzen spielten, spürte sie einen Frieden wie an keinem anderen Ort. Mit ihrem zornigen Schreien entlud sich die Energie und Lebenskraft in ihr und deutete auf den Wildfang hin, der sie einmal sein würde. Ein Engel. Heute wäre das allerdings zu viel Energie für sie.

Sie stieg die ausgetretenen Stufen nach unten, eine Hand immer am Geländer. Drei Stockwerke, ihr notgedrungenes Fitnessprogramm.

Die Haustür fiel krachend hinter Frederike ins Schloss. Sie rang nach Luft, denn die drei Stockwerke raubten ihr allmorgendlich den Atem. In diesem Moment hielt der 160er-Bus auf der anderen Straßenseite. Hektisch winkend überquerte sie die Straße. Dem Fahrer raunte sie ein »Danke« entgegen, der es

mit einem gut gelaunten »Guten Morgen, Frau Stier« grinsend erwiderte.

Mit einem strafenden Blick wies sie ihn in die Schranken, und er schloss die Türen. Nachdem sie in der dritten Reihe Platz genommen hatte, rumpelte der Bus los.

Auf der Kaulbachstraße fuhren nur vereinzelt Autos. »Windmühlenstraße« las sie an der Digitalanzeige, kaum jemand stieg um diese Zeit ein.

Frederike drehte den Kopf zur Scheibe. Ein faltiges, eingefalenes Gesicht sah sie an. Musste so eine Frau von einundsechzig Jahren aussehen? Mundwinkel wie die der Bundeskanzlerin, Augen wie ein Basset und eine Frisur wie vom Winde verweht. Wer war die Frau?

Wieder fiel ihr dieses schreckliche Gemälde von Munch ein. Diesen Drang zu schreien verspürte sie in letzter Zeit, in den letzten Jahren immer öfter. Nicht Angst oder Entsetzen drängten sie. Es war ihre Wut. Diese unbändige Wut, die sie seit damals in sich trug und die täglich anwuchs. Anfangs waren es die ungerechte Welt, die Ignoranz der Menschen, deren Gleichgültigkeit, Verantwortungslosigkeit. Dann kamen die Kleinigkeiten dazu, die Kassiererin im Supermarkt, die den Preis nicht wusste, der Idiot in der Schlange, der die PIN seiner Karte vergessen hatte, das quengelnde Kind. Und heute konnte sie aus der Haut fahren, wenn eine Besprechung auf die Sekunde genau anfang oder zu spät, weil ein Kollege noch aufs Klo musste und ein anderer mit den Fingern trommelte, bis er wieder zurück war.

Ein paar Jahre musste sie noch. Gott sei Dank.

Der anstehende Tag ging ihr durch den Kopf. Ein Termin bei ihrem Chef stand an. »Wir müssen dringend reden, Frederike. Morgen nach der Einsatzbesprechung.« Wenn Julian ihr mit einer Grabesstimme diese Botschaft mit auf den Heimweg gab, verhiess das Unheil. Wobei sie sich denken konnte, worum es ging. Aber niemals, niemals würde sie ... Danach musste sie zu ihrem Kardiologen. Ihre Kurzatmigkeit und dieser Druck auf der Brust belasteten sie zunehmend.

»Landgericht.« Der Bus stoppte abrupt an der Haltestelle vor dem Polizeipräsidium, ihre Gedanken taten es ihm nach. Sie stieg aus.

Der Regen prasselte heftig aus einem schwarzen Februarhimmel. Vor ihrem Gesicht bildete sich Dampf beim Atmen. Ein vorbeirasendes Auto bretterte durch die Pfütze. »Fahr langsam, du Depp!«, rief sie ihm nach. Nasse Hose, nasse Haare, ein begossener Pudel war nichts gegen sie. Ihre schlechte Stimmung wuchs sekundlich.

Mit kurzen Schritten und gesenktem Kopf überquerte sie die Straße und stand am Eingang des Polizeipräsidioms. Sie stieg die Stufen zum Eingang hinauf, stemmte die Eichentür auf und betrat den Vorraum.

»Guten Morgen, Frederike«, begrüßte sie Ludwig, der neben der Glastür an der Wand lehnte. »Heute unterscheidet dich aber auch gar nichts von einer schlecht gelaunten Frau.«

»Du mich auch, Ludwig. Du mich auch.«

Ludwig lachte und zog die Tür für sie auf. Frederike stieg die nächsten Stufen hinauf und knuffte Ludwig in den Bauch. Er war ein Guter und einer der wenigen, der zu ihr stand, der sie so akzeptierte, wie sie war – oder geworden war. Früher waren sie sogar manchmal einen Wein trinken gegangen.

Früher.

Sie hob zum Dank für das Türaufhalten die Hand und stand in der Halle mit den steinernen Säulen und dem nächsten Gebirge aus Treppen.

Ihr Weg führte sie zum Glück nach links. In der Kaffeeküche holte sie sich einen Kaffee, wenigstens stand frisch gekochter dort. Danach mit einem leichten Kopfnicken vorbei an den Kollegen, die vereinzelt auf dem Flur standen und auf ihr Schichtende warteten, und schon stand sie vor der Bürotür. Sie atmete durch und ging hinein.

»Guten Morgen, Frau Stier. Das ist ja schön, dass Sie schon da sind. Haben Sie gut geschlafen?«

Kowalczyk. Ihr Wonneproppen, der im Kreis grinsen würde, wenn er keine Ohren hätte, war aufgesprungen, als

sie eintrat. Er half ihr aus der Jacke. »Ich habe hervorragend geschlafen. Meine Frau auch. Gott sei Dank. Wenn man bedenkt, dass es jeden Moment so weit sein kann. Die Hebamme meinte, wir sollten besser eine gepackte Tasche an der Haustür deponieren.«

»Kowalczyk! Ich komme gerade ins Büro, habe beschissen geschlafen und will einfach meine Ruhe. Ich setze mich jetzt auf meinen Stuhl, und du bist still. Kein Mucks. Verstanden?«

»Entschuldigen Sie, Frau Stier.« Er rieb sich das Ohr läppchen.

»Hol mir lieber ein Croissant aus der Kantine.«

»Nicht besser ein Vollkornbrötchen und einen Apfel?«

»Und eine Packung meiner Zigaretten.« Frederike winkte ihn davon und ging zum Fenster. Da der Himmel immer noch schwarz und wolkenverhangen war, sah sie nur sich selbst. Wenigstens zum Friseur könnte sie wieder einmal gehen. Dann fiel sie in den Stuhl mit dem aufgescheuerten Stoff und den quietschenden Federn, sah zur Decke und genoss die kurzzeitige Ruhe. Dabei fragte sie sich, was diese Ruhe gleich beenden würde.

Der Ordner mit dem Fall »Überfall Museum Folkwang« lag aufgeschlagen vor Frederike auf dem Tisch. Auf Kowalczyks Brötchen wölbte sich der Käse an den Rändern, der Apfel lag unberührt daneben. Dafür verteilten sich die Krümel des Croisants auf ihrem Pullover, und der Rauch ihrer Zigarette zog durch das geöffnete Fenster. Kowalczyk saß in seiner Jacke auf seinem Stuhl gegenüber und sah sie bibbernd an.

»Nur noch zwei Züge.«

Sie ging die Protokolle der laufenden Ermittlung durch. Wie gerne würde sie Julian gleich damit schockieren, dass sie den entscheidenden Hinweis gefunden hatte. Aber es fand sich kein Zipfel, an den sie weitere Ermittlungen anknüpfen konnte. Alle Spuren verliefen im Sand, kein Ansatz, der sie der Aufklärung näher brachte. Die Einsatzbesprechung gleich war komplett sinnlos.

Der Überfall auf das Museum Folkwang war eine tote Kuh, die ihr Chef Julian Potthoff nicht müde wurde, melken zu wollen. »Es ist nicht akzeptabel, dass dieser Kunstraub ungelöst in den Archiven verschwindet. Ich lasse mir nicht vorwerfen, den großen Kunstraub nicht aufzuklären zu können.«

Oh, den Herrn Inspektionsleiter, diesen selbstverliebten Blender, interessierten nur sein Ruf und sein Ansehen.

Sie sollte sich nicht darüber beschweren, denn weil er so auf seinen Ruf bedacht war, hatte sie ihn an den Eiern. Jedenfalls hing sein Ruf auch von ihr ab, was ihr eine gewisse Sicherheit vermittelte.

Das war allerdings nicht der Grund, warum er nachher mit ihr reden wollte. Ein Vier-Augen-Gespräch mit ihm hatte sie in den letzten Jahren vielleicht fünfmal gehabt. Das war okay, weil sie keinen Wert darauf legte. Denn Julian und sie waren nicht füreinander geschaffen. Das war ihnen beiden bereits beim ersten Händeschütteln klar gewesen. Mit der Zeit hatten sie

sich miteinander arrangiert, dennoch gingen sie sich möglichst aus dem Weg. Auch wenn sie sich den Grund für das heutige Gespräch denken konnte, spürte sie eine gewisse Anspannung.

Frederike sah auf die Uhr, die gerade auf acht sprang. Die Besprechung fing sowieso nie pünktlich an. Außerdem verpasste sie gerne die Machowitzte der Kollegen oder die Berichte über die Heldentaten der letzten Nacht, die bei den Besprechungen zuerst ausgetauscht wurden.

Sie nahm den Ordner, holte sich unterwegs noch einen Kaffee und erreichte um vier Minuten nach acht den Besprechungsraum.

Die Korinthenkacker, dachte Frederike, als sie die geschlossene Tür sah. Müssen ausgerechnet heute pünktlich auf die Sekunde anfangen. Sie drückte die Tür auf und sah konzentriert nach vorne gerichtete Köpfe.

»Auch dir einen schönen guten Morgen, Frederike.« Julian Potthoff stand vor der Mannschaft. »Wir haben uns gefragt, ob du verschlafen hast.« Die Kollegen lachten laut los.

Frederike spürte augenblicklich die Hitze in ihren Kopf steigen. »Willst du sehen, wie ausgeschlafen ich bin?«

Julian hob beschwichtigend die Hand und sah zur Seite.

»Besser so«, murmelte sie.

Im Besprechungsraum standen sich die Tische gegenüber, optisch durch Bildschirme getrennt, die heute alle schwarz waren. Tastaturen lagen unter den Bildschirmen, Blöcke und Unterlagen der Kollegen davor. Sie hatte beim Eintreten schon gesehen, dass nur noch der Stuhl direkt vor Julian frei war. Sie drückte sich zwischen Wand und den Kollegen durch und knallte ihren Ordner am leeren Platz auf den Tisch.

Julian ließ sie nicht aus den Augen, bis sie endlich saß, die Unterlagen sortiert, den Stuhl in der passenden Entfernung zum Tisch positioniert und den Kaffeebecher an der geeigneten Stelle platziert hatte. »Jetzt, wo du da bist, können wir ja anfangen«, sagte er dann schmallippig und schob lässig eine Hand in die Hosentasche. »Ihr fragt euch wahrscheinlich, warum Gunther die Ermittlungskommission heute nicht leitet.«

Das hatte sich Frederike in der Tat gefragt. »Du sagst es uns bestimmt gleich«, raunte sie.

Die EK Folkwang bearbeitete seit über einem Jahr den Überfall auf das Museum. In der Silvesternacht waren vier Gemälde in einer spektakulären Aktion aus der Ausstellung »Japan inspiriert« gestohlen worden. Um Punkt Mitternacht, als alle Welt mit Böllern und Donnerschlägen das neue Jahr begrüßt hatte, war eine Bande mit einem gestohlenen Radlader durch die Wand des Museums gebrochen, hatte einen Wachmann erschossen und einen weiteren schwer verletzt. Dann hatten sie vier Bilder gestohlen, einen Monet, einen Gauguin und zwei japanische Werke.

Die Fahndung lief seither weltweit und auf allen Kanälen. Sämtliche polizeibekanntes Diebe und Hehler wurden befragt, observiert, durchleuchtet. Sammler, Vermittler, Auktionshäuser unter die Lupe genommen. Kein Hinweis, keine noch so kleine Spur. Es hatte sich auch kein Anwalt mit einer Lösegeldforderung gemeldet, wie es häufig bei solchen Kunstrauben der Fall war. Die Bilder waren verschwunden und die Hintermänner bis heute nicht zu ermitteln.

Die Ermittlungen plätscherten mehr oder weniger vor sich hin, denn neue Spuren gab es nicht, und die alten waren kalt. Auch aus der Szene kamen keine Hinweise.

»Wir sind nicht viel weiter als vor einem Jahr. Ich will euch nicht kritisieren, Kollegen, aber ich hatte gehofft, dass der Fall längst bei den Akten liegen würde.«

Frederike drehte den Kopf und sah nur verlegene Gesichter. Wenn sich keiner traute, dann musste sie eben. Denn ihre vieljährige gepflegte Antipathie musste gelegentlich zum Ausdruck gebracht werden. »Hätten wir mehr Mittel und mehr Männer und Frauen, könntest du mit unserem Erfolg wieder Lorbeeren einheimsen, Julian. Aber so ...«

Hinzu kam, dass sie es leid war, immer nur die Schläge abzubekommen. Wenn ständig Mittel gekürzt und keine neuen Kollegen eingestellt wurden, durfte man sich nicht wundern, dass die Aufklärungsquoten in den Keller gingen.

»Frederike, wo du hier von geringen Mitteln und Aufklärungsquoten sprichst. Wann hast du deinen letzten größeren Fall gelöst? Deshalb denk an unseren Termin gleich. Es ist wichtig.«

Augenblicklich erhob sich Getuschel.

Die Lage war offenbar ernst. Frederike sah es an Julians Augen, starr auf sie gerichtet, ohne zu blinzeln. Und das vor versammelter Mannschaft.

Weil die Kollegen eine Erwiderung von ihr erwarteten, konterte sie. »Julian, wie könnte ich ein Date mit dir vergessen?« Der neuerliche Hinweis auf ihren Termin verlieh ihrer Stimme ein Vibrato, das hoffentlich nur sie hörte.

Wahrscheinlich musste sie Julian dann auf das Ereignis beim Observieren eines Essener Drogenkönigs hinweisen. Damals, als er das Kommissariat gerade erst übernommen hatte. Nachdem er sich zu ihr in den Wagen gesetzt hatte, passierte ihm ein Missgeschick, das sie zusammenkettete. Und sie sorgte dafür, dass die Kette nicht riss. Seither arrangierten sie sich wie die zwei Esel, die aneinandergebunden nicht zu ihrem jeweiligen Heuhaufen kamen, wenn sie in entgegengesetzte Richtungen zogen. Erst als sie sich zusammenrauften und gemeinsam in die eine, dann in die andere Richtung gingen, funktionierte es einigermaßen. Gut, dass es nur wenige Anlässe gab, bei denen sie gezwungen war, Julian an diese Kette zu erinnern und ihn in ihre Richtung mitzuziehen.

Julians Ausführungen rauschten im Hintergrund an ihr vorbei, bis sie die Worte »Ermittlungskommission« und »auflösen« wahrnahm. Ihr Kopf schnellte hoch.

»Wir werden mit einer kleinen Gruppe weiterarbeiten.« Julian nannte die Namen der beteiligten Kollegen.

»Bin ich dir nicht mehr gut genug, oder warum hast du mich vergessen?«, bellte Frederike ihn an. Sie tat das mehr aus Gewohnheit denn aus Interesse an dem Fall. Julian sagte etwas, und sie widersprach, weil sie Julian immer widersprach – ein Reflex.

»Nachher, Frederike, nachher«, ließ Julian sie abblitzen und erläuterte die neue Ermittlungsstrategie.

Dass sie jetzt mit diesen Kunstheinis nichts mehr am Hut hatte, war kein Verlust. Die Empörung und Mitgefühl über den Tod des Wachmannes heuchelten. In Wahrheit trauerten sie wegen der »unwiederbringlichen Verluste für die Kunstwelt«, die mit dem Raub der Gemälde – für Frederike waren es beschmierte Leinwände – einherging.

Trotzdem war es ein Unterschied, ob sie das Team freiwillig verließ oder von Julian rausgeschmissen wurde. »Das müssen wir tatsächlich gleich klären«, platzte sie erneut in seine Ausführungen.

Julian ignorierte sie. Sie war nahe daran, mit der Hand auf den Tisch zu schlagen, um seine Aufmerksamkeit zu bekommen, konnte sich aber gerade noch zurückhalten.

In ihrer Jackentasche spürte sie ein kurzes Vibrieren. Eine SMS. Sie las: »Mord. Einsatz«, dahinter ein Smiley.

Das kam doch wie gerufen.

Frederike sprang auf und rief Julian zu: »Muss los.« Erklärend hielt sie das Smartphone hoch. »Du brauchst mich ja sowieso nicht mehr«, ergänzte sie und ging zur Tür.

»Was ist passiert?«

»Nachher, Julian, nachher.« Damit verschwand sie aus dem Raum.

»Denk an unseren Termin!«, hörte sie ihn noch, bevor die Tür zuknallte.

Sie atmete tief durch. Die Anspannung hing ihr in den Knochen. Sie ahnte, was in diesen Gewitterwolken verborgen war. Deshalb war Weglaufen vielleicht im Moment eine sehr gute Strategie, auf Dauer würde sie nicht funktionieren. Doch es winkte eine Ermittlung, und die sollte ihr etwas Luft verschaffen.

Auf dem Weg zu ihrem Büro schob sich der nächtliche Traum wieder in ihr Bewusstsein. Moritz hatte sich zurück in ihr Leben geschlichen. Richtig weg gewesen war er nie, nur nicht mehr so allgegenwärtig. Sie überlegte – ja, mit der Soko Folkwang war er aus dem Schatten getreten, in den sie ihn gestellt hatte. Dieses Bild. Munchs »Der Schrei«. Im Rahmen der

Ermittlungen war es zur Sprache gekommen, und die Narben, der Schorf wurden weggekratzt, und ihr blutete von Neuem das Herz. Nicht lebensgefährlich, aber schmerzhaft.

In ihrem Büro wartete Kowalczyk auf sie. Er war ihr an die Seite gestellt, um zu lernen und sie zu unterstützen. Sie mochte diesen Endzwanziger nicht, und jetzt sah er sie auch noch so aufgeregt an. Sein Vater arbeitete in der Einsatzzentrale, und den konnte sie gut leiden. Der alte Kowalczyk sagte einem unverblümt seine Meinung und trat einem vors Schienbein, wenn man Mist gebaut hatte. Das war ehrlich, und damit kam sie klar. Also bemühte sie sich, nett zu seinem Jungen zu sein.

Mit dem Einsatzkoffer in der Hand folgte er ihr zu ihrem Schreibtisch.

»Was gibt's?«, fauchte Frederike, und ein Strahlen legte sich über Kowalczyks Gesicht.

»Wir müssen los, Frau Stier. Tötungsdelikt.«

»Was hast du jetzt wieder nicht verstanden? Das ›Was‹ oder das ›gibt's?‹«

»Ein Toter auf Zollverein. Fremdeinwirkung. Mit einer Drahtschlinge wahrscheinlich. Die Kollegen erwarten uns.«

»Und?«

»Spurensicherung ist bereits vor Ort. Eine Hundertschaft ist angefordert und kommt hin, um uns zu unterstützen.«

»Und?«

»Ein Aktionskünstler. Und Maler. Sollte morgen auf Zollverein seine Ausstellung eröffnen. Steht heute in allen Zeitungen.«

Womit hatte sie das verdient? Noch vor fünf Minuten war sie froh gewesen, nichts mehr mit diesen optischen Umweltverschmutzern zu tun haben zu müssen, und schon standen sie erneut auf der Matte.

»Hast du ein Auto?«

Kowalczyk wedelte mit dem Schlüssel.

Frederike ging zum Schreibtisch und wühlte in den Papieren. Endlich fand sie ihr Notizbuch und steckte es in ihren

Rucksack. Sie kontrollierte, ob Dienstmarke, Taschentücher, Portemonnaie drin waren, und richtete sich auf.

Kowalczyk verschwamm vor ihren Augen. Ihre Knie drohten nachzugeben. Sie suchte Halt an der Schreibtischkante.

»Alles in Ordnung, Frau Stier?« Kowalczyk machte einen Schritt auf sie zu und griff nach ihrem Arm.

»Was glaubst du?« Mitleid konnte er Schwachen schenken, aber nicht ihr. Trotzdem sah er sie besorgt an, als ahnte er etwas.

»Ja, dann«, meinte er und grinste schon wieder. Fehlte nur noch, dass er mit dem Schwanz wedelte.

Gemeinsam gingen sie in den Innenhof, wo die unterschiedlichsten Einsatzfahrzeuge standen. Kowalczyk erzählte von der Ausstellung und was er darüber in der Zeitung gelesen hatte. Unglaublich, womit er sich belastete.

Er öffnete den Wagen.

»Warte.« Frederike holte die Packung Zigaretten aus der Jackentasche und steckte sich eine an. Gierig zog sie daran und lehnte sich dabei an das Auto. »Nur drei Züge.« Sie blies den Rauch durch die Nase, zog noch einmal, bis ihre Wangen sich fast berührten, trat die Zigarette aus und stieg ein. Die beruhigende Wirkung kam sofort.

Kowalczyk fuhr los und setzte mit seiner Erzählung fort, wo er gerade aufgehört hatte.

»Wer hat dich informiert?« Frederike musste sich ablenken und sich auf den Fall einstellen.

»Die Einsatzzentrale.« Kowalczyk baute eine Pause ein, und Frederike war klar, dass der alte Kowalczyk seinem Sohn den Einsatz zugeschoben hatte. »Ein gewisser von Turin hat einen Toten auf der Zeche gefunden.«

»Der Notarzt?«

»Wurde gleich nach den Streifenkollegen gerufen. Er ist vor Ort und hat den Tod festgestellt. Es erscheint unzweifelhaft, dass Fremdeinwirkung vorliegt.«

Kowalczyk trat hart auf die Bremse, weil die Ampel vor der Alfredstraße auf Rot sprang. Frederike wurde nach vorne in den Gurt geschleudert. »Pass doch auf.« Sie holte das Blaulicht

aus dem Handschuhfach, heftete es auf das Dach und schaltete es ein. »Gib Gas.«

Kowalczyk drängelte sich an den zur Seite ausweichenden Autos vorbei. Mehrmals krampften sich Frederikes Hände um den Griff an der Tür. Doch sie schwieg und starb ihre tausend Tode auf dem Beifahrersitz. Sie sah stur geradeaus, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.

Sie rumpelten dicht an den am Straßenrand parkenden Autos über den geflickten Asphalt und die Straßenbahnschienen, während sie sich hupend ihrem Ziel näherten. Das Sankt Vincenz Krankenhaus erinnerte Frederike an ihren Termin beim Kardiologen. Um elf Uhr wollte er das Ergebnis des Langzeit-EKGs besprechen. Danach bekäme sie Pillen, und alles würde gut.

Endlich tauchte das Zechengelände vor ihnen auf. Fast unmerklich schälte sich der markante Doppelbock aus dem Dunst des regnerischen Morgens.

Sie sahen schon von Weitem die zuckenden Blaulichter auf den Einsatzfahrzeugen, was auf Hochbetrieb hindeutete. Kowalczyk wusste offenbar, wo er hinmusste, denn er bog links von der Gelsenkirchener Straße ab. Er schaltete das Blaulicht aus und stand fast augenblicklich vor einem Beamten der Bereitschaftskommission, der das Tor sicherte. Er zeigte Kowalczyk, wo er parken sollte, dann fuhren sie durch das geöffnete Gittertor auf das ehemalige Zechengelände und hielten direkt vor dem rot-weißen Absperrband. Die Kollegen vom ersten Angriff hatten den Tatort sehr weiträumig abgesichert.

Nachdem Kowalczyk den Schlüssel abgezogen hatte, sah er Frederike an, als wäre er ein Kind, das endlich sein Geschenk auspacken durfte. Auf ihr Nicken hin riss er augenblicklich die Tür auf und stieg aus.

Sie zogen ihre Jacken an, Kowalczyk stülpte sich eine Strickmütze über den Kopf und klatschte danach in die Hände. Vor ihnen befand sich ein großes, rechteckiges Backsteingebäude, darüber der stählerne Doppelbock, das Wahrzeichen Essens, des Ruhrgebiets, einer vergangenen Zeit. Unterhalb der vier

Seilscheiben hob sich in weißer Frakturschrift der Schriftzug »Zollverein« ab.

Wie aufgeräumt und ordentlich alles wirkte. Nichts ließ erahnen, dass noch vor wenigen Jahren hier Kohle gefördert worden war. Heute bildete das Zechengelände die Kulisse für die Geschichte des wirtschaftlichen Aufstiegs und Falls einer ganzen Region. Auch wenn die Zeche Vergnügungen und Kultur bot, war dies doch ein Tanz auf Gräbern.

»Wollen wir?«, fragte Kowalczyk, immer noch aufgeregt wie ein Kind vor Weihnachten. Als hätten sie eine Wahl.

Kowalczyk hob das Band hoch. Sie gingen den Weg links an der Halle 2 entlang und passierten die Streben des Doppelbocks. Einsatzwagen parkten am Rand des Platzes und warfen ihr hektisches Blaulicht über die düstere Kulisse. Es wimmelte von Polizisten in Schutzanzügen, Kamerablitze zuckten, und auf dem Boden standen Zahlenschildchen, wo die Kollegen der Spurensicherung eine mögliche Spur vermuteten.

Einer von ihnen löste sich aus der Gruppe und kam auf sie zu. »Guten Morgen. Wir sind noch nicht durch. Ihr müsst noch warten.«

Frederike sah ihn amüsiert an. »Bring uns einen Schutzanzug. Wir warten solange.«

Der Spurensicherer sah sie verständnislos an.

»Ich gehe notfalls auch ohne, aber wir müssen doch mal losermitteln.« Sie hob die Schultern, wissend, dass sie dem armen Kerl einen Rüffel bescherte und sich ebenfalls.

Kurz danach gingen sie, verschnürt wie Michelin-Männchen, zum Tatort. Wenigstens hielt die Kapuze einigermaßen den Regen ab. Unterwegs grüßten sie andere Michelin-Männchen, aber mit ihrer Frage, ob es schon erste Spuren gab, erntete Frederike nur Kopfschütteln und stummes Auf-den-Boden-Starren.

»Sie bezeichnen das als »Forum«. Hier sind früher die Züge beladen worden. Mit Kohle. Die unterschiedlichen Platten sollen die ehemalige Gleisführung darstellen«, referierte Kowalczyk und zeigte mit dem ausgestreckten Arm auf die Umgebung.

»Wen interessiert das?«

»Wussten Sie, dass das alles im Bauhausstil gebaut wurde?«

»Kowalczyk, im Guten: Wir sind hier, weil wir einen Mord aufklären müssen. Wenn du Touristenführer spielen willst, dann bewirb dich hier in der Zeche. Ab jetzt konzentrierst du dich auf deinen Job. Hast du mich verstanden?«

Er nickte betroffen.

Frederike sah sich um. Ein relativ offener Platz, der von drei Seiten von Gebäuden eingerahmt wurde. Die nächsten Wohnhäuser befanden sich mehrere hundert Meter entfernt. Da hat niemand etwas gesehen oder gehört, dachte sie. Trotzdem würden die Kollegen jeden Klingelknopf drücken und jedem Anwohner die gleichen Fragen stellen.

Sie gingen weiter und betraten den Platz. Der Bereich um die orangefarbene Rolltreppe war separat abgesperrt. Die Spurensicherer tummelten sich dahinter. Es wurde geknipst und gefilmt, einige knieten auf dem Boden, andere stapften mit gesenkten Köpfen und mit auf den Boden konzentrierten Blicken umher. Vereinzelt stellten sie weitere Kärtchen mit Nummern auf oder packten Gegenstände in Beweismittelbeutel. Ob ein Zigarettenstummel von einem Touristen oder dem Täter stammte, würden sie erst nach einer Festnahme wissen. Es sei denn, der Abgleich mit der Datenbank zeigte einen Treffer an. Aber auch dann wussten sie nur, dass sich jemand hier herumgetrieben hatte, der schon einmal erkennungsdienstlich behandelt worden war.

Frederike sah rechts neben der Rolltreppe die Plakatwand. Darauf stand: »Claude Freistein – Was ist und was sein wird. Die Welt – der Mensch – Schweine. Ausstellung vom 17.02. bis 03.04.«. Auf dem Plakat waren skelettierte Fische, ein Totenschädel, abgestorbene Bäume und tote Kühe in der Wüste mit heraushängender Zunge abgebildet, dazu ein Schwein, das im Dreck wühlte.

»Soll das Kunst sein?«

»Ich habe gelesen, dass –«

»Das war eine rhetorische Frage, Mann!«

Kowalczyk zog den Kopf ein und murmelte etwas, das Frederike als Entschuldigung interpretierte.

Sie gingen weiter zu dem Absperrband, wo ein Kollege gerade ein Kaugummi in ein Tütchen steckte. »Wo ist der Einsatzleiter?«, fragte Frederike.

Der Mann sah zu ihr herunter und musterte sie, bevor er sich umdrehte und seinen Blick wie einen Suchscheinwerfer über das Gelände schwenkte. Schließlich zeigte er zum Eingang des Gebäudes rechts von ihnen, circa fünfzig Meter entfernt. Dort standen Dieter vom Dauerdienst, mit dem sie schon einige Einsätze gefahren war, und der Notarzt.

»Danke und noch einen ruhigen Tag«, hörte sie den Notarzt sagen.

»Den wird es wohl nicht geben. Dir aber auch.« Dieter drückte ihm die Hand und sah dann zu ihr hin. Den Blick konnte sie nicht deuten. Er konnte Freude, Enttäuschung oder Widerwillen ausdrücken.

»Guten Morgen, Herr Einsatzleiter. Hast du die Lage im Griff?«

Dieter grinste. Frederike atmete erleichtert aus.

»Hätte ich gewusst, dass *du* kommst, hätte ich dir mehr Arbeit hinterlassen.«

Sie gaben sich die Hand und stellten sich unter den Zugang zur Passage, der rechts und links von einem Metallzaun abgegrenzt wurde. Auf der einen Seite hinter dem Zaun erkannte sie große Holzrollen, auf denen wohl Kabel oder Rohre aufgewickelt gewesen waren, links stand eine Winde mit einem dicken Stahlseil, das unter die Decke führte.

»Was muss ich wissen?«, fragte sie direkt und legte ihm die Hand auf die Schulter. Dieter war ein nüchterner Mittvierziger, bei dem man immer auf der Hut sein musste, ob seine Ausführungen ernst gemeint waren.

»Der Tote heißt Claude Freistein. Aktionskünstler. Aufstrebend, wenn ich den Herrn dort richtig verstanden habe.« Dieter deutete mit dem Kinn zu einem hochgewachsenen Mann, der halb versteckt neben dem Eingang zu der Passage stand.

Pausenlos sah er auf seine Uhr oder drückte an seinem Handy herum. »Freistein wurde mit einer Drahtschlinge erdrosselt. Sie hing ihm noch um den Hals.«

»Wann?«

»Kann nicht lange her sein. Laut Notarzt jedenfalls.«

»Sonst noch was?«

»Vielleicht sprichst du direkt mit dem Nervenbündel dort.« Wieder deutete Dieter zu dem Mann, der sich über seine kleinen Locken strich und ununterbrochen den Kopf schüttelte. »Ein Herr von Turin, ist der Chef hier. Er muss weg, die Ausstellung absagen. Eine ganze Armada Prominenz soll hier morgen anrücken, die müssen alle informiert werden. Die Presse und die anderen Medien. Wenn ich es richtig verstanden habe, sollte Essen morgen der Nabel der Kunstwelt sein.«

Frederike schmunzelte und erkannte erst jetzt den Zusammenhang zu dem Plakat. Das war der Künstler, der morgen hier seine Ausstellung eröffnen sollte und von dem Kowalczyk erzählt hatte.

»Gleich kommt noch eine Hundertschaft, und dann fangen wir mit den Hausbefragungen an. Patrick geht mit seinen Leuten über das Gelände und dreht jeden Stein um. Ich fürchte, dass die Welle groß sein wird, die das hier verursacht. Heute Abend wissen wir mehr.«

Frederike bedankte sich und war froh, Patrick, dem Leiter der Kriminaltechnik, nicht direkt in die Arme gelaufen zu sein. Sie ging zu dem geschneigelten Mann und sagte: »Ich komme gleich zu Ihnen.«

Er wollte etwas erwidern, doch Frederike sagte nur »Gleich« und ging mit Dieter zum Leichenfundort. Sie kniete sich neben den Toten, der unter einer Plane lag. Sie nahm das Ende der Plane, um sie hochzuziehen, doch sofort wurde sie ihr aus der Hand geschlagen.

»Du wartest, bis wir fertig sind, Frederike.« Patrick baute sich vor ihr auf und sah sie wütend an.

»Träumst du schon wieder so früh am Morgen?«, fuhr Frederike ihn an.

Im Gegensatz zu ihr und dem Leiter der Spurensicherung waren Hund und Katze dickste Freunde. Die Köpfe der Umstehenden schnellten entsprechend hoch, weil sie nie einem Gefecht aus dem Weg ging und die Gefechte mit Patrick häufig unterhalb der Gürtellinie stattfanden.

Sie richtete sich auf. »Was habt ihr?«

»Hunger und Durst. Und du?«

Die Kollegen lachten.

»Keine Geduld. Erste Hinweise? Spuren? Etwas, womit sich ein Mord aufklären lässt?«

»Frederike in ihrem Element. Bellt hier rum wie ein wild gewordener Pinscher. Lässt dich Julian mal wieder von der Leine?« Dieser Dreckwühler sah zu seiner Mannschaft, wahrscheinlich um sicherzugehen, dass auch alle das Wortgefecht mitbekamen.

Sie musste den Kopf in den Nacken legen, um ihm in die Augen sehen zu können. Sein schwarzer Dreitagebart, die schwarzen, wirren Locken und die Pockennarben auf seiner Wange vermittelten eher das Bild eines Kleinganoven als das eines Kriminalpolizisten. Hinzu kam, dass ihr zum Thema kompetente Ermittler zuerst fünf andere Namen einfielen.

Unter der Kapuze des Schutzanzugs zeichnete sich seine Baskenmütze ab, seine rechte Schnurrbartecke schimmerte gelb vom Nikotin der filterlosen Zigaretten, die er ständig dort kleben hatte, wenn er nicht im Einsatz war.

»Für deinen Blödsinn hab ich heute keine Zeit und keine Nerven, Patrick. Wir brauchen Hinweise auf den Mörder. Oder soll ich der Presse sagen, dass die Spusi nach dem Frühstück anfangen will, den Tatort zu untersuchen?«

»Frederike, das Kameradenschwein wie eh und je. Wenn es dir damit gut geht, halte ich dich nicht ab. Aber hier sage ich, was angefasst wird und was nicht.« Patrick sah seine Leute an, die betreten zu Boden blickten.

»Willst du eine Frau schlagen, wenn sie sich nicht daran hält? Oder schreibst du eine Beschwerde, weil du sonst nichts zu tun hast?« Frederike bückte sich und klappte die Plane zurück. Sie

sah dem toten Künstler ins Gesicht. Jetzt hatte sie ein Bild von ihm und wusste, wessen Mörder sie jagen würde.

Die Panik stand ihm jetzt noch in den aufgerissenen Augen, die er starr in den grauen Himmel richtete. Er lag auf dem Rücken, die Arme unnatürlich unter dem Körper. Der rote Strich um seinen Hals lag beinahe versteckt in einer Hautfalte. Der Draht, mit dem er vermutlich erdrosselt worden war, hing locker unterhalb des roten Strichs. Zwei kleine Holzgriffe baumelten rechts und links unter seinen Ohren.

Frederike forderte Kowalczyk auf, mit seinem Smartphone Fotos von Freistein zu machen.

»War das jetzt so schwer?«, meinte sie zu Patrick. Sie legte die Plane wieder über das Gesicht und sah ihn an. »Ich komme gleich noch einmal zu euch. Es könnte ja sein, dass ihr bis dahin schon etwas gefunden habt.« Damit drehte sie sich um und wollte zu dem Herrn an der Passage gehen.

Doch Patrick ließ nicht locker. »Bist du heute einmal ausgeschlafen, oder warum bist du so scharf drauf?« Patrick sah seine Kollegen an. »Hat vielleicht einer von euch einen Wecker dabei? Falls Frederike ein Nickerchen machen will, während sie auf uns wartet.«

Alle lachten auf.

Frederike war es leid. Dass Patrick es nicht lassen konnte. Er war der Schlimmste von allen. Keine Gelegenheit ließ er aus, ihr die Vergangenheit unter die Nase zu reiben und es sie spüren zu lassen, wie unwürdig er ihr damaliges Verhalten fand.

Frederike ignorierte es und nickte Kowalczyk zu. »Hoffentlich wirst du nie so.« Zu Patrick sagte sie: »Wir sind gleich wieder da«, dann marschierte sie gemeinsam mit Kowalczyk zu diesem Herrn von Turin.

Schon von Weitem wirkte er wie ein Mobile im Wind, wie er an seiner Nase zupfte, über seinen Mantel strich, eine Locke aus der Stirn wischte. Jetzt begutachtete er seine Schuhe, checkte sein Smartphone. Dann alles in umgekehrter Reihenfolge.

Sie erreichten ihn, stellten sich vor, und Frederike erkannte sofort den gepflegten Mann: akkurater Dreitagebart, manikürte

Finger und der Teint eines Kleinkindes. So nah bei ihm, roch sie ein dezentes, angenehmes Aftershave.

»Von Turin. Guten Morgen, Frau Stier. Ist das nicht schrecklich? Ich kann das noch gar nicht fassen. Wissen Sie, was das bedeutet? Für den Kunstmarkt, für die Kunstwelt, für mich. Bei uns auf –«

»Das ist bestimmt ein großer Verlust für die, die ihn, Frei...?«

»...stein. Claude Freistein.«

»Also für die, die ihn zu schätzen wissen. Wann haben Sie ihn gefunden?«

»Claude Freistein war ein begnadeter Künstler. Dieser Esprit, diese Wucht der Farben, dieser Zynismus seiner Installationen.«

»Wann?«

Von Turin sah sie irritiert an. »Ach ja. Das muss gegen acht Uhr gewesen sein. Wir hatten einen Termin. Morgen ist die Vernissage seiner Ausstellung. Wissen Sie, die ganze Kunstwelt kommt. Und die Offiziellen der Stadt, der Medien. Alle kommen sie, und jetzt –«

»Wer könnte so etwas tun?«

Von Turin sah Frederike mit aufgerissenen Augen an. »Ich ... Woher soll ich das wissen?«

»Hatte er Feinde? Eine enttäuschte Liebe? Wurde etwas gestohlen? Gibt es Neider?«

Von Turin schien von der Direktheit ihrer Fragen überrascht. Er wirkte noch nicht richtig sortiert, das wollte Frederike ausnutzen, um ihn zu überrumpeln.

»Frau Stier, da sagen Sie etwas. Wir müssen sofort zur Halle. Wenn dort etwas gestohlen wurde! Diese Werte!«

»Wo?«

»In Halle 5. Kommen Sie.«

Von Turin betrat die Passage. Nun hatte er sie überrumpelt. Sie folgten ihm, ohne genau zu wissen, wohin er jetzt ging.

Die Passage war etwa dreißig Meter lang. Im Augenwinkel sah Frederike rechts und links Geschäfte, Kunsthandwerk, eine Galerie, am Ende ein Café, und als sie von Turin nach

draußen treten sah, hatte sie erst die Hälfte der Passage durchquert. Sie sah ihn rechts um die Ecke biegen. Hätte ihre Lunge ausreichend Luft enthalten, hätte sie ihn zum Langsamgehen aufgefordert. So konnte sie nur hinterherhecheln, Kowalczyk an ihrer Seite.

Sie mochte diesen affektierten Kunsttypen schon jetzt nicht. Gelackt, gestylt, alles Ton in Ton und selbst bei diesem Wetter saßen die Haare, die Schuhe glänzten, dazu dieses Lächeln aus der Werbung. Am schlimmsten war, dass er eine Frau hinter sich herrennen ließ. Das alles wurde nur noch davon übertroffen, dass sie sich in ihrem weißen Schutzanzug neben ihm besonders bescheuert fühlte.

»Hier.« Von Turin wartete gleich neben der Tür, was sie nicht gesehen hatte, und hielt ihr einen kleinen Regenschirm hin. »Sie werden ja ganz nass.«

Perplex griff sie danach und vergaß vollkommen, sich dafür zu bedanken. Zum Glück zerpte der Wind so heftig daran, dass sie dieses nutzlose Teil direkt zurückgeben konnte.

Sie gingen einige Meter weiter und standen dann vor der besagten Halle 5, wie Frederike auf einem Schild an der Wand lesen konnte.

»Hier. Schauen Sie.« Von Turin stand aufgeregt vor der verriegelten Metalltür und drehte den runden Knopf unter der Klinke. »Abgeschlossen. Gott sei Dank.«

»Können Sie die Tür öffnen, Herr von Turin?«

Er sah sie an.

»Haben Sie einen Öffner?« Es war erkennbar, dass diese Tür nicht mit einem Schlüssel aufzuschließen war.

»Selbstverständlich.«

Frederike stand kurz vor der Explosion. »Würden Sie dann bitte.« Sie deutete mit der Hand auf die verschlossene Tür. »Dann können wir gleich nachsehen, ob etwas gestohlen wurde oder verwüstet oder was immer man mit Kunst so machen kann.«

»Sollten wir nicht warten, bis die Spurensicherung den Raum freigegeben hat?«, raunte Kowalczyk ihr ins Ohr.

»Dann hol den Ober-Spusi oder einen seiner Leute.« Sie sagte das mehr in der Hoffnung, man würde sie in Ruhe den Raum inspizieren lassen. Denn sie war sicher, Patrick würde sich niemals von ihr herumkommandieren lassen.

Kowalczyk trottete davon.

»Aber beeil dich, sonst habe ich den Fall alleine gelöst, bis du wieder da bist«, rief sie ihm hinterher, und zu von Turin gewandt schnauzte sie: »Machen Sie doch schon auf.«

Von Turin holte einen Schlüsselbund aus der Hosentasche. Er warf den Kopf in den Nacken und schlug die Hand an die Stirn. »Der Transponder liegt in meinem Schreibtisch. Ich dachte, ich brauche ihn nicht.«

»Frederike! Kommst du kurz?« Dieter stand an der Ecke der Halle und winkte ihr zu.

»Herr von Turin, Sie warten, bis ich zurück bin.« Frederike ging zu Dieter, dabei lief ihr der Regen über das Gesicht.

»Wir haben Freisteins Smartphone. Er wurde um sechs Uhr achtundvierzig von einem Meinhard Westenburg angerufen. Der hat eine Nachricht auf der Mailbox hinterlassen.« Pause.

Frederike verkniff sich die Frage, warum Dieter das Telefon in der Hand hielt und nicht Patrick oder sonst einer der Spurensicherung. Als Dieter nicht weiterredete, fragte sie: »Du willst jetzt nicht, dass ich rate, was auf der Mailbox ist?«

»Dieser Westenburg hat nur Bescheid gegeben, dass er in einer halben Stunde hier wäre. Sonst nichts.«

»Hat er gesagt, worum es geht? Wie hat er geklungen? Ist euch etwas aufgefallen? Geräusche? Andere Personen?«

Dieter kratzte sich am Kopf. »Er klang gehetzt. Ich vermute, dass er aus einem Auto angerufen hat. Zumindest kann man Fahrgeräusche hören. Aber gesagt hat er nur, er wär gleich da.«

»Dass der Anrufer Westenburg hieß, wurde angezeigt, oder hat er seinen Namen genannt?«

»Frederike.«

»Wurde es nur angezeigt, oder hat sich der Anrufer mit Namen gemeldet?«, hakte Frederike genervt nach.

»Er hat seinen Namen genannt, und der Name steht in der Anrufliste. Die Nummer ist gespeichert.«

Also kannten sie sich, dachte sie. »Ich brauche die Nachricht und die Mobilnummer. Wir müssen wissen, was so wichtig war, dass er um diese Uhrzeit angerufen hat. Und ob er auch tatsächlich hier war.« Frederike stützte eine Hand auf die Hüfte und legte den Zeigefinger der anderen über den Mund. »Habt ihr versucht, diesen Wester...dingens zu erreichen?«

»Nein.«

»Diktier mir die Nummer.« Frederike holte ihr Smartphone aus der Jackentasche und entspernte es. Sie tippte die Nummer ein und hörte augenblicklich die Ansage der Mailbox. Sie hinterließ die Aufforderung, er solle sich umgehend bei ihr melden, und beendete das Gespräch.

Sie bedankte sich bei Dieter und blieb nachdenklich stehen. Sie fühlte sich mittlerweile wie ein nasser Sack, und ihre Zähne schlugen aufeinander.

Trotzdem: Für nichts in der Welt würde sie diese Arbeit gegen einen Innendienstjob – oder Schlimmeres – eintauschen. Am Tatort spielte die Musik, bei den Toten erwachte sie zum Leben.

Auch wenn Julian über den Ruhestand mit ihr reden wollte, nichts anderes konnte der Grund für ihr Gespräch sein, würde sie den Dienst nicht quittieren. Das kam für sie nicht in Frage. Niemals. Rente? Das fand bei ihr noch nicht statt. Noch nie hatte sie einen Gedanken an die Zeit *danach* verschwendet. Das war ein schwarzer Strudel, in dem sie versinken würde. Deshalb gab es nur: Arbeiten bis zum Umfallen.

Mit einer zügigen Mordaufklärung entginge sie dieser Diskussion, und sie dürfte noch ein Jahr oder zwei dranhängen. Denn die Aussicht auf Rente war so verlockend wie die Vorstellung, in kochendem Öl zu baden. Oder mit Patrick in einem Team zu arbeiten.

Sie rief im KK 24 an. »Jens? Ich geb dir eine Nummer. Ich brauche umgehend den Standort und das Bewegungsprofil. Danach die Verbindungsdaten.« Sie diktierte ihm Westerburgs Nummer und beendete mit einem »Melde dich« das Gespräch.

Sie zitterte mittlerweile am ganzen Körper vor Kälte und Nässe. *Ein Kaffee wäre jetzt gut und eine Zigarette.*

Frederike ging zurück zu von Turin. »Kennen Sie einen Herrn Westenburg?«

»Den Namen habe ich schon einmal gehört. Warum?« Von Turin lächelte sie an.

»Was kann er morgens um sieben von Ihrem Künstler gewollt haben?«

Sie ließ von Turin nicht aus den Augen. Der verdrehte die Augen, als würde ihm die Antwort körperlichen Schmerz bereiten. »Ich habe keine Ahnung. Herr Westenburg verkauft Kunst und berät Anleger, Investoren in Fragen von rentablen Kunstobjekten, wenn Sie verstehen. Vielleicht hatte er einen Interessenten.« Er sah auf seine Uhr. »Ich habe gleich eine Telefonkonferenz mit dem Vorsitzenden des Kulturvereins und den Herren von der Stadt. Wir müssen abstimmen, wie wir die Absage der Ausstellung begründen und was wir an die Presse geben. Sie haben keine Vorstellung, was auf mich zukommt. Ich muss ...« Jetzt klang er wie ein aufgelöster Junge, der mit der Situation überfordert war.

»Sie schaffen das. Ich bin sicher. Und der Presse sagen Sie gar nichts, nur, dass die Veranstaltung ausfällt. Die Staatsanwaltschaft wird zeitnah die Presse über den Vorfall informieren. Sonst informiert niemand. Ist das klar?« Sie wartete die Bestätigung ab. »Wenn von Ihnen etwas an die Presse gegeben wird, sind Sie dran«, sagte Frederike und blickte von Turin in die Augen.

Er nickte erneut.

»Verschieben Sie die Ausstellung und laden Sie die Herrschaften für einen späteren Zeitpunkt ein. Es dauert nur ein paar Tage, bis wir hier fertig sind. Dann können Sie tun und lassen, was Sie wollen. Bis dahin sind die Preise für die Kunst von diesem Freistein bestimmt schon gestiegen.«

Von Turin riss den Mund auf und wollte etwas erwidern, doch Frederike ließ es nicht zu. »Haben Sie die Kontaktdaten von Herrn Westenburg? Telefon, Adresse?«

»Nicht hier. Ich muss sie suchen.« Von Turin stand stocksteif vor dem Hallentor, kopfschüttelnd, seine Schuhe inspizierend.

Frederike fragte: »Wer kann alles in die Halle?« Sie brauchte einen Anhaltspunkt, Informationen, bevor der Dackel zu seiner Konferenz abzischte.

»Fragen Sie bitte meine Sekretärin. Ich habe keinen Überblick, wer mit seinem Transponder für die Schlösser freigeschaltet ist. Die Putzkolonne, das Veranstaltungsmanagement. Fragen Sie dort.«

»Wie wird die Ausstellung bewacht?«

Von Turin sah Frederike mit großen Augen an. »Haben Sie eine Vorstellung, wie groß dieses Gelände ist? Unser Budget ist begrenzt.«

»Also keine Bewachung? Auch keine Kameras? Auch nicht für die Halle?« Frederike wollte auf Nummer sicher gehen.

Ihr Gegenüber verneinte. »Die Bewachung organisieren wir nie.« Als würde eine plötzliche Erkenntnis seinen Körper wachrütteln, drückte er seinen Rücken gerade. »Ich muss jetzt ins Büro. Und klären Sie den Fall. Die Kunstwelt will Antworten.«

Jetzt musste sie sich schon von so einem Anweisungen geben lassen. »Wer hätte ein Motiv? Was wissen Sie über Herrn Freistein, das zu seiner Ermordung geführt haben könnte?«

»Das ist doch Ihr Job, das herauszufinden. Ich muss jetzt los.« Von Turin stürmte davon.

Kowalczyk bog um die Ecke. Bevor er etwas sagen konnte, wies Frederike ihn an: »Geh ihm nach und krieg raus, wer Zugang hat, wie das kontrolliert wird, wer heute Morgen schon auf dem Gelände war. Und ich will die Liste aller Angestellten. Ich will wissen, wer wann mit diesem Freistein Kontakt hatte. Wir brauchen die Daten von Westenburg. Sag diesem Pinkel, dass ich am Nachmittag noch einmal mit ihm sprechen will.« Frederike überlegte. »Frag ihn noch einmal nach Feinden. Vielleicht ist dieser Künstler jemandem auf die Füße getreten. Oder in seinem privaten Umfeld hat es Spannungen gegeben. Vielleicht hat von Turin etwas mitbekommen. Frag auch seine Sekretärin und wen du sonst noch in den Büros triffst.«

»Wird erledigt, Frau Stier.« Kowalczyk setzte bereits zum Spurt an.

»Und beil dich mit diesem Transponder.«

Er nickte, und weg war er.

Frederike wehte eine weitere Böe Regen ins Gesicht. Dieses nasskalte Wetter war nichts für sie. Sie griff sich an die Brust, weil jemand gerade eine Nadel in ihr Herz stach. Nur raus aus dem Regen und diesem Wind. Beim Blick auf ihre Uhr beschlich sie das Gefühl, dass ihr die Zeit knapp werden könnte.